

Die Tür, die niemand schliessen kann: Apk. 3, 7-13 (Brief an die Gemeinde in Philadelphia)

Einleitung

Dem Boten an die Gemeindeversammlung von Schwamendingen schreibe: Dies sagt der Lebendige, der, der ist und der war und der kommt. Wer sich an meinem Wort orientiert, für den werden Ströme lebendigen Wassers fliessen, Wasser der Heilung und des Lebens. Deine Selbsteinschätzung befrage ich. Du hältst dich für lebendig und fördest vielfältige Formen der Gemeinschaft von Menschen. Bist du aber auch wahrhaftig? Liebst du die Gerechtigkeit mehr oder eher die Gemütlichkeit? Wie verbindest du Reden und Tun? Worte und Taten? Haben denn Menschen, die irgendwie anders sind, Unangepasste, Arme und Fremde Platz an deinem Tisch? Was wirst du antworten, wenn der Höchste dich das einst fragen wird? Wirst du dann bestehen? Wer Verstand hat zu unterscheiden, denke nach.

Liebe Gemeinde, natürlich hat Johannes diesen Brief nicht so geschrieben. Aber es macht Spass, sich auszumalen, was er hätte schreiben können. Und es macht Herzklopfen, die Wirklichkeit der eigenen Gemeinde Schwamendingen im Spiegel der Briefe an die Gemeinden in Kleinasien zu betrachten. Was Johannes im heutigen Lesungstext wirklich geschrieben hat, hören Sie jetzt:

Lesung: Offenbarung 3, 7-13

„Dem Boten der Gemeindeversammlung in Philadelphia schreibe: Dies sagt der Heilige, der Wahrhaftige, der Davids Schlüssel hat, der öffnet und niemand wird schliessen, und der schliesst und niemand wird öffnen. Ich kenne deine Taten. Da! Ich habe vor dich eine geöffnete Tür hingesezt, die niemand schliessen kann, denn du hast begrenzte Kraft, hast mein Wort bewahrt und meinen Namen nicht verleugnet. Da! Ich werde die aus der Versammlung des Satans, die lügen, weil sie sich als jüdisch ausgeben, ohne es zu sein, bewegen – da! Ich werde dafür sorgen, dass sie kommen und vor deinen Füssen anbeten und erkennen: Ich habe dich geliebt, du hast dich an mein Wort, Beharrungsvermögen zu zeigen, gehalten, und auch ich werde zu dir halten, wenn die Stunde der Treueprobe kommt, die auf die ganze Menschheit zukommen wird, um die Treue der Erdbevölkerung auf die Probe zu stellen. Ich komme schnell. Halte fest, was du hast, damit niemand deinen Kranz nimmt! Die sich nicht unterkriegen lassen – ich werde sie zu Säulen im Tempel meines Gottes machen, sie werden unter keinen Umständen mehr hinausgehen, und ich werde auf sie den Namen meines Gottes schreiben, den Namen der Stadt meines Gottes, des neuen Jerusalem, das vom Himmel von meinem Gott heruntersteigt, und meinen neuen Namen. Wer ein Ohr hat, höre, was die Geistkraft den Gemeindeversammlungen sagt!“

Predigt

Liebe Gemeinde, die Kirchen in Europa, die aus dem Erbe der Reformationszeit hervor gegangen sind, stecken nicht nur in einer vorübergehenden Krise. Sie befinden sich in einem tiefgreifenden Umbruch. Für viele Menschen heute ist nicht mehr klar, wofür Kirchen eintreten. Das solidarische Mittragen der sozialen Aufgaben der Kirchen durch Kirchensteuern ist keine Selbstverständlichkeit mehr. Die Initiative zur Abschaffung der Kirchensteuern von juristischen Personen, über die wir demnächst abstimmen, ist nur ein Ausdruck dieser Ent-Solidarisierung. Die Mitgliederbasis der Kirchen wird kleiner, Gemeinden müssen sich zusammenschliessen, damit sie weiterhin für ein breites Spektrum verschiedener Lebensalter und Lebenssituationen attraktiv bleiben.

Als ich vor 28 Jahren zum ersten Mal als Pfarrerin der Kirchgemeinde Schwamendingen gewählt wurde, hatten wir über 6000 Gemeindeglieder; heute sind es nicht einmal 3000. Damals gab es 3 Konfirmandenklassen pro Jahrgang; heute legen wir die Konfirmandinnen und Konfirmanden der Kirchgemeinden Schwamendingen und Saatlen zusammen und konfirmieren jedes 2. Jahr. Damals konnte es vorkommen, dass ich als Pfarrerin in den Sommermonaten alle 2 Wochen eine Trauung hatte; heute ist die Zahl der kirchlichen Eheschliessungen dramatisch eingebrochen.

Die gegenwärtige Situation erfordert neues Nachdenken darüber, was uns als Kirchgemeinde ausmacht. Wie werden wir in der heutigen Welt, in der alles so komplex miteinander zusammenhängt, dem Anspruch gerecht, Gemeinde im Sinne Jesu Christi zu sein? Wie leben wir als Christinnen und Christen glaubwürdig?

Wie leben wir überzeugend, so dass die befreiende Botschaft des Evangeliums neue Ausstrahlungskraft bekommt.

Wenn ich unsere Gemeinde Schwamendingen anschau, dann könnte ich versucht sein zu sagen, dass wir vieles richtig machen. In einer Zeit, in der alle vom Abbau kirchlicher Angebote reden, haben wir ein neues Kirchenprojekt aufgelegt, die Ladenkirche. Dort sind Gemeinschaft und Solidarität nicht nur schöne Worte, sondern werden gelebt und erfahren. Menschen sind für einander da und geben einander Kraft für das, was das Leben von ihnen fordert. In einer Zeit, wo Medienschaffende mantraartig die Behauptung von den leeren Kirchen wiederholen, blüht das spirituelle und gottesdienstliche Leben unserer Gemeinde. In einer Zeit, in der sich viele Menschen auf ihren privaten Lebensraum zurückziehen, finden sich erstaunlich viele Freiwillige, die ihre Zeit und Kraft für ihr Mittun in einem unserer vielen Gemeindeprojekte und Arbeitsbereiche einsetzen. – Trotzdem beschleicht mich zuweilen ein leiser Zweifel, ob wir nicht doch viel zu sehr einem Verein gleichen, dem es vor allem darum geht, die eigenen Mitglieder zufrieden zu machen. Müsste, so frage ich mich hin und wieder, eine christliche Gemeinde nicht eine andere Art von Präsenz leben, die gerade für Menschen ausserhalb deutlich und verstehbar ist?

Mein Gedankenspiel im Zusammenhang mit der Lesung nimmt diese Beobachtungen auf. Wäre Christus mit uns zufrieden, habe ich mich gefragt. Würde er uns loben, wie er die Gemeinde in Philadelphia im heutigen Predigttext gelobt hat: „Du hast ja nur wenig Kraft und hast mein Wort gehalten und meinen Namen nicht verleugnet.“?

Mit dem Ausdruck „mein Wort halten“ meint der Verfasser der Offenbarung, Johannes, den Grund der aktuellen Verfolgungssituation. Mit dem Begriff „meinen Namen nicht verleugnen“ spielt er auf die konkrete Anklage von Gemeindegliedern in den Loyalitätsprüfungen der römischen Staatsmacht an. Wenn sie dabei standhaft blieben und das Bekenntnis zum Messias Jesus in den Prozessen vor den Statthaltern aufrecht hielten, dann drohte ihnen die Todesstrafe. Die Gemeinde in Philadelphia hat anscheinend dem Anpassungsdruck widerstanden und ihre Weltfremdheit in einem guten Sinne bewahrt. Ihre Mitglieder haben auch dann nicht ihre Zugehörigkeit zu Jesus Christus verleugnet, wenn sie von Anzeigen betroffen wurden. Deshalb sagt der Christus bei Johannes zu ihnen: er habe eine offene Tür vor sie hin gestellt, die niemand mehr schliessen kann.

Was nützt und bringt jenes Geschehen damals für uns heute? Johannes schreibt ja in eine grundsätzlich ganz andere Situation hinein: Er schiebt an eine arme Gemeinde, die wegen ihres Bekenntnisses zum Messias Jesus verfolgt wird. In Philadelphia geht es um Leben und Tod, und in einer solchen Bedrohung werden Fragen der täglichen Lebenspraxis zu einem Status Confessionis. Zum Beispiel die Frage, ob Christinnen und Christen Fleisch essen dürfen, das den römischen Göttern geweiht ist. Wenn es um Leben und Tod geht, ist eine klare Linie lebensnotwendig. Es ist uns schon an den vorhergehenden Briefen aufgefallen, wie absolut Johannes im Denken ist, wenn er um die einzig wahre Interpretation des Christseins ringt. Verständnis für andere Haltungen und Glaubensweisen hat da kaum noch Platz. Das ist eine so grundsätzlich andere Situation als die unsere. Wir leben Kirche in einer modernen, pluralistischen Gesellschaft, in einem Land mit einem ausserordentlich hohen Lebensstandard, das seinen Bewohnern und Bewohnerinnen ein Leben in Wohlstand und Sicherheit gewährt. Aber trotzdem meine ich, können wir von der Gemeinde in Philadelphia etwas lernen.

Was können wir von der Gemeinde in Philadelphia lernen? Dass wir genauer hinschauen, in was für einer Welt wir leben. Welchen Mächten sind wir ausgesetzt und wie verhalten wir uns ihnen gegenüber? Auf wessen Seite stellen wir uns?

Im Brief an die Gemeinde in Philadelphia fällt die starke Polemik auf: Einige werden als Versammlung des Satans beschimpft. Wenn Johannes vom Satan spricht, denkt er immer an die römische Staatsmacht. In ihr sieht er den Satan, weil sie sich absolut setzt und im Kaiserkult göttliche Verehrung für sich beansprucht. Alle, die Kompromisse mit dieser römischen Staatsideologie eingehen, hält Johannes für gotteslästerlich, weil sie nicht allein Gott die Ehre geben, sondern ein bisschen auch der gewaltigen, religiös verbrämten Weltmacht. Der Weltmacht Reverenz zu erweisen, das ist die grosse und reale Gefahr, die die Christus-Gemeinden in ihrer Existenz gefährdet

Die Gemeinde in Philadelphia hat einen Konflikt erlebt mit Gruppen, die sich aus Opportunismus als jüdisch ausgegeben haben. Die jüdischen Gemeinden hatten im römischen Reich besondere Schutzrechte in Bezug auf Versammlungsfreiheit und Befreiung vom Kriegsdienst. Vielleicht war das für einen Teil der verfolgten Christusgläubigen so ein starker Anreiz, diese Privilegien und Sicherheiten auch zu geniessen, dass sie dafür bereit waren, das Bekenntnis zu Christus aufzugeben. Vielleicht hat das zu einer Trennung der Gemeinde Jesu von der Synagoge geführt. Wir wissen aus dem Sendschreiben letztlich nicht genau, worin der Konflikt wirklich bestanden hat. Gegen alle Erfahrungen von Ausschluss hält Johannes daran fest: Christus selbst ist

die Tür, die niemand mehr schliessen kann.

Schauen wir also genau hin. In was für einer Welt leben wir? Es ist aus meiner Sicht eine Welt der Entsolidarisierung. Jeder ist sich selbst der Nächste. Die reichen Länder des Nordens sichern in erster Linie den eigenen Lebensstandard und bauen ihre Aussengrenzen zu Festungen aus, an denen sie die Menschen aus dem Süden abfangen. Immer weniger gelingt es, gesamtgesellschaftliche Probleme wie die Klimaveränderung, den Hunger, die Gewaltexzesse diktatorischer Regimes und diverser Terrorbewegungen gemeinsam zu bekämpfen. Wir leben in einer Welt, in der die Finanzwirtschaft die politische Agenda diktiert und die Politik nur noch nachhinkt. In dieser Welt sind wir alle einem ganz erheblichen Anpassungsdruck ausgesetzt. Wir entkommen dem Sog der Weltmacht vielleicht noch schlechter als die Gemeinden des Johannes. Denn mit den Produkten, die wir konsumieren, mit unseren Spareinlagen in Versicherungen und Pensionskassen, mit den Rohstoffen, die in vielen Dingen unseres täglichen Lebens stecken, sind wir unweigerlich mitbeteiligt an Strukturen der Ungerechtigkeit. Ohne es zu wollen, stützen wir ein gigantisches System der Ausbeutung, bei dem zwei Drittel der Weltbevölkerung als Verlierer dastehen, ganz zu schweigen von den natürlichen Lebensgrundlagen. Wir leben damit das, was dem Johannes ein Gräuel war: wir erweisen der heutigen Weltmacht alle Reverenz.

Die reichen Kirchen des Nordens haben im heutigen Weltmacht-System viel zu verlieren. Die Kirchensteuern der juristischen Personen sind dabei das kleinere Problem. Schwerer wiegt der Verlust der Glaubwürdigkeit. Geradezu für unsere Gegenwart scheinen die Worte gedacht zu sein, die Dietrich Bonhoeffer 1944 aus dem Gefängnis anlässlich der Taufe eines Kindes geschrieben hat: „Wir sind wieder ganz auf die Anfänge des Verstehens der christlichen Botschaft zurückgeworfen... Was Versöhnung und Erlösung, was Wiedergeburt und Heiliger Geist, was Feindesliebe, Kreuz und Auferstehung, was Leben in Christus und Nachfolge Christi heisst, das alles ist so schwer und so fern, dass wir es kaum mehr wagen davon zu sprechen. In den überlieferten Worten und Handlungen ahnen wir etwas ganz Neues und Umwälzendes, ohne es noch fassen und aussprechen zu können. Das ist unsere eigene Schuld. Unsere Kirche, die in diesen Jahren nur um ihre Selbsterhaltung gekämpft hat, als wäre sie ein Selbstzweck, ist unfähig, Trägerin des versöhnenden und erlösenden Wortes für die Menschen und die Welt zu sein. Darum müssen die früheren Worte kraftlos werden und verstummen, und unser Christsein wird heute nur in zweierlei bestehen: im Beten und im Tun des Gerechten unter den Menschen.“

Bonhoeffer hat in seiner Suche nach einer neuen, befreienden und erlösenden Sprache unter anderem auch einen neuen Namen für Jesus gefunden: „Mensch-für-andere“. Wenn wir sein Bildnis in uns wachsen lassen wollen, wenn wir christusförmig werden wollen, dann muss es darum gehen, diese eine neue Priorität zu setzen, dass wir wie er „Mensch-für-andere“ werden.

Am Schluss des Briefes von Johannes schreibt Christus die Gemeindeglieder in Philadelphia mit seinem neuen Namen an. Wenn ich dieses hoffnungsvolle Bild auf unsere Gegenwart übertrage, dann denke ich, dass der neue Name sein muss: „Mensch für andere“.

Als Schlussgedanken in dieser Predigt kehre ich zum Bild des Wassers zurück, mit dem ich den Gottesdienst eröffnet habe. Ich habe von einer Frau gelesen, die in Indien lebt und dort Wasser trägt. Eine Schweizerin, die aus einem gebildeten und wohlhabenden Milieu kommt. Sie hat sich entschlossen, in Indien zu leben, und holt seither den Menschen dort Wasser aus Bächen und Brunnen und trägt es zu ihnen, in ihre Küchen, auf ihre Felder, zu ihren Tieren.

Eine erstaunliche Umkehrung der Verhältnisse, wie sie uns vertraut sind. Und eine wunderbare Veranschaulichung dessen, was es heissen könnte, in der heutigen Welt christusförmig zu werden. Mensch-für-andere zu werden.

Amen

Sonntag, 2. März 2014
Hanna Kandal-Stierstadt